Douglas Preston
Lincoln Child

MISSION

SPIEL AUF ZEIT

Ein Gideon-Crew-Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Michael Benthack

KNAUR TASCHENBUCH VERLAG

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Gideon's Sword« bei Grand Central Publishing, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Vollständige Taschenbuchausgabe September 2012
Knaur Taschenbuch
© 2011 Splendide Mendax, Inc., und Lincoln Child
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2011 Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ralf Reiter
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-50912-8

2 4 5 3 1

Wir widmen dieses Buch
unserem exzellenten literarischen Agenten
Eric Simonoff.

I.

Melvin Crew

1

August 1988

Seine Mutter fuhr ihn im Plymouth-Kombi von der Tennisstunde nach Hause. Es war ein heißer Tag, weit über dreißig Grad, so heiß, dass die Kleidung auf der schweißfeuchten Haut klebte und die Sonne eine sengende Kraft entfaltete. Gideon hatte die Lüftungsschlitze im Armaturenbrett auf sein Gesicht eingestellt und genoss den kühlen Luftstrom. Sie fuhren gerade auf der Route 27, an der langen Betonmauer entlang, hinter der der Nationalfriedhof von Arlington lag, als zwei Polizisten auf Motorrädern ihren Wagen anhielten. Mit heulenden Sirenen und eingeschaltetem Blaulicht setzte sich das eine Motorrad vor, das andere hinter sie. Der vordere Polizist zeigte mit seiner schwarzbehandschuhten Hand in Richtung Ausfahrt Columbia Pike, und sobald sie auf der Ausfahrt waren, machte er Gideons Mutter das Zeichen, rechts ranzufahren. Nichts erinnerte an das bedächtige Vorgehen, wie man es von einer routinemäßigen Verkehrskontrolle kannte. Stattdessen sprangen beide Polizisten von ihren Motorrädern und kamen herbeigelaufen.

»Folgen Sie uns«, sagte der eine und beugte sich zum Seitenfenster herab. »Sofort.«

»Worum geht's?«, fragte Gideons Mutter.

»Ein Notfall, nationale Sicherheit. Halten Sie sich dicht hinter uns. Wir werden schnell fahren und eine Gasse freimachen.«

»Ich verstehe nicht …«
Aber da liefen die Polizisten bereits zu ihren Motorrädern zurück.
Unter Sirenengeheul eskortierten sie Gideon und seine Mutter auf dem Columbia Pike bis zum George Mason Drive, drängten dabei die anderen Verkehrsteilnehmer links und rechts zur Seite. Weitere Motorräder, Streifenwagen und schließlich ein Krankenwagen schlossen sich ihnen an, eine Fahrzeugkolonne, die durch die stark befahrenen Straßen raste. Gideon wusste nicht, ob er nun freudig erregt oder verängstigt sein sollte. Als sie in den Arlington Boulevard einbogen, konnte er sich denken, wohin sie fuhren: zur Arlington Hall Station, denn dort arbeitete sein Vater für das nachrichtendienstliche und Sicherheits-Hauptkommando der US Army (INSCOM).
Vor dem Eingang zu dem Gebäudekomplex waren Sperrgitter errichtet, die allerdings rasch zur Seite geschoben wurden, damit die Wagenkolonne passieren konnte. Mit kreischenden Sirenen fuhren die Fahrzeuge den Ceremonial Drive entlang und kamen vor einer zweiten Reihe von Absperrungen zum Stehen, neben einer Vielzahl von Feuerwehrfahrzeugen, Streifenwagen und Kleintransportern für Spezialeinheiten. Hinter den Bäumen erblickte Gideon das Gebäude, in dem sein Vater arbeitete, die imposanten weißen Säulen und die Backsteinfassade zwischen den smaragdgrünen Rasenflächen und gestutzten Eichen. Früher hatte das Haus ein Mädchenpensionat beherbergt – und es sah immer noch so aus. Davor war eine große Fläche geräumt worden. Hinter einer Bodenwelle auf dem Rasen lagen zwei Scharfschützen, ihre Gewehre auf Zweibeinstative gestützt. Seine Mutter drehte sich zu ihm um und sagte in scharfem

Ton: »Du bleibst im Auto. Und steigst nicht aus, egal, was passiert.« Dass ihr Gesicht so grau und angestrengt wirkte, machte ihm Angst.
Seine Mutter stieg aus. Die Phalanx der Polizisten stürmte durch die Menschengruppe, die sich unmittelbar vor ihr befand, und sie verschwanden darin.
Sie hatte vergessen, den Motor auszuschalten. Die Klimaanlage lief immer noch. Als Gideon das Seitenfenster herunterkurbelte, drangen die Geräusche von Sirenen, Walkie-Talkie-Gesprächen und Rufen ins Wageninnere. Zwei Männer in blauen Anzügen liefen an ihm vorbei. Ein Polizist rief lauthals irgendetwas in ein Funksprechgerät. In der Ferne ertönten weitere Sirenen, sie kamen aus allen Richtungen.
Aus einem elektronischen Megaphon ertönte eine plärrende, verzerrte Stimme. *»Kommen Sie mit erhobenen Händen heraus.«*
Die Leute verstummten augenblicklich.
»Sie sind umstellt. Sie haben keine Chance. Lassen Sie Ihre Geisel frei und kommen Sie sofort raus.«
Wieder Stille. Gideon blickte sich um. Die Aufmerksamkeit der Leute war auf die Eingangstür des Gebäudes gerichtet. Dort spielte sich, so schien es, das Entscheidende ab.
»Ihre Frau ist hier. Sie möchte mit Ihnen sprechen.«
Aus der Lautsprecheranlage ertönte ein Knistern, dann das elektronisch verstärkte Geräusch eines kurzen Schluchzers, grotesk und fremdartig. »Melvin?« Noch ein erstickter Ruf. *»MELVIN?«*
Gideon zuckte zusammen. *Das ist die Stimme meiner Mutter.*
Es kam ihm alles vor wie ein Traum, in dem nichts einen Sinn ergab. Völlig irreal. Er legte die Hand auf den Türgriff, drückte die Tür auf und trat in die Gluthitze.

»Melvin …« Ein Schluchzen. *»Bitte komm heraus. Niemand wird dir etwas antun, ich verspreche es. Bitte lass den Mann gehen.«* Die Stimme aus dem Megaphon klang schroff und fremdartig – und war doch unverkennbar die seiner Mutter.

Gideon drängelte sich durch die Grüppchen der Polizeibeamten und Armeeoffiziere nach vorn. Niemand schenkte ihm Beachtung. Er ging bis zur äußeren Absperrung und legte eine Hand auf das rauhe, blau gestrichene Holz. Er blickte in die Richtung der Arlington Hall, konnte aber weder vor der idyllischen Fassade noch auf dem nahe gelegenen Gelände, das von allen Leuten geräumt worden war, irgendeine Bewegung erkennen. Das Haus, das in der Hitze flirrte, wirkte wie ausgestorben. Draußen hingen die Blätter schlaff von den Ästen der Eichen, der niedrige Himmel war wolkenlos und so blass, dass er fast weiß wirkte.

»Melvin, wenn du den Mann gehen lässt, wird man dir zuhören.«

Wieder erwartungsvolles Schweigen. Dann bewegte sich auf einmal irgendetwas in der Eingangstür. Ein rundlicher Mann im Anzug, den Gideon nicht kannte, trat stolpernd aus dem Gebäude. Er blickte sich einen Augenblick lang orientierungslos um, dann rannte er auf seinen dicken Beinchen los, auf die Absperrungen zu. Vier Beamte mit Helmen auf dem Kopf stürmten mit gezückten Waffen hervor, packten den Mann und zerrten ihn hinter einen Kleintransporter der Spezialeinheiten.

Gideon duckte sich unter der Absperrung hindurch und drängelte sich durch die Gruppen der Polizisten, der Männer mit Walkie-Talkies, der Männer in Uniform. Niemand bemerkte ihn, keiner interessierte sich für ihn. Alle Blicke richteten sich auf den Vordereingang des Gebäudes.

Und dann ertönte hinter der Eingangstür eine leise Stimme. »Es muss Ermittlungen geben!«
Das war die Stimme seines Vaters. Gideon blieb stehen. Das Herz schlug ihm bis zum Hals.
»Ich verlange eine Untersuchung! Sechsundzwanzig Menschen haben ihr Leben verloren!«
Ein gedämpftes, elektronisch verstärktes Knistern, dann ertönte eine Männerstimme aus der Lautsprecheranlage. *»Dr. Crew, Ihre Anliegen werden berücksichtigt werden. Aber Sie müssen jetzt mit erhobenen Händen herauskommen. Verstehen Sie? Sie müssen sich ergeben.«*
»Sie haben nicht auf mich gehört«, erschallte die bebende Stimme. Sein Vater klang verängstigt, fast wie ein Kind. »Menschen sind umgekommen, aber man hat nichts dagegen unternommen! Ich verlange eine Untersuchung.«
»Wir versprechen es Ihnen.«
Gideon war an die innerste Absperrung gelangt. An der Vorderseite des Gebäudes war noch immer alles ruhig, aber inzwischen stand er nahe genug davor, um erkennen zu können, dass die Tür halb offen stand. Es war ein Traum; bestimmt würde er gleich daraus erwachen. Ihm war schwindlig wegen der Hitze, und er hatte einen kupferähnlichen Geschmack im Mund. Es war ein Alptraum, der in der Realität spielte.
Und da sah er, wie die Tür nach innen schwang und sein Vater im schwarzen Rechteck des Türrahmens erschien. Vor der eleganten Fassade des Gebäudes wirkte er furchtbar klein. Mit erhobenen Händen, die Handflächen nach vorn weisend, trat er einen Schritt vor. Das glatte Haar klebte ihm an der Stirn, seine Krawatte hing schief, der blaue Anzug war zerknittert.

»Das ist weit genug«, ertönte die Stimme. *»Halt.«*
Melvin Crew blieb stehen und blinzelte ins helle Sonnenlicht.
Die Schüsse fielen so kurz hintereinander, dass es sich anhörte, als knatterten Feuerwerkskörper, gleichzeitig wurde er jählings zurück ins Dunkel der Eingangstür gestoßen.
»Dad!«, schrie Gideon, sprang über die Absperrung und lief über den heißen Asphalt des Parkplatzes. *»Dad!«*
Hinter ihm ertönten Schreie, Rufe wie »Wer ist der Junge?« und »Feuer einstellen!«.
Er sprang über den Kantstein und rannte mitten über die Rasenfläche auf den Eingang zu. Männer liefen los, um ihn zurückzuhalten.
»Verdammt noch mal, haltet ihn auf!«
Er glitt auf dem Rasen aus, stürzte auf Hände und Knie, stand wieder auf. Er sah bloß die beiden Schuhe seines Vaters, sie ragten aus dem dunklen Türrahmen ins Sonnenlicht, die abgewetzten Schuhsohlen zeigten nach vorn, so dass alle sehen konnten, dass eine Sohle ein Loch hatte. Es war ein Traum, ein Alptraum – und dann war das Letzte, was Gideon sah, bevor er zu Boden gerissen wurde, wie sich die Füße bewegten, zweimal zuckten.
»Dad!«, schrie er ins Gras und versuchte, sich aufzurappeln, während sich das Gewicht der Welt auf seinen Schultern auftürmte. Aber er hatte doch gesehen, dass sich die Füße bewegten, sein Vater lebte, er würde aufwachen, und alles wäre wieder gut.

2

Oktober 1996

Gideon Crew war mit einem Nachtflug aus Kalifornien gekommen, und das Flugzeug hatte geschlagene zwei Stunden auf dem Rollfeld des Los Angeles International Airport gestanden, bis es schließlich in Richtung Dulles abhob. Er hatte den Bus in die Innenstadt genommen und war anschließend mit der Metro so weit wie möglich gefahren, bevor er in ein Taxi wechselte. Das Letzte, was seine Finanzen gebraucht hatten, war die unerwartete Ausgabe für das Flugticket. Er hatte beängstigend schnell Geld verbrannt, war überhaupt nicht sparsam gewesen. Außerdem stand dieser letzte Job, den er erledigt hatte, stärker als sonst im Fokus der Öffentlichkeit, so dass die Ware schwer an den Mann zu bringen war.

Als der Anruf ihn erreichte, hatte er zunächst gehofft, es handle sich um einen weiteren falschen Alarm, eine weitere hysterische Attacke, ein erneutes alkoholseliges Flehen um Aufmerksamkeit. Doch gleich nach seiner Ankunft im Krankenhaus hatte ihm der Arzt kühl und unumwunden erklärt: »Die Leber Ihrer Mutter macht es nicht mehr lange, und wegen ihrer medizinischen Vorgeschichte kommt Ihre Mutter für eine Transplantation nicht in Frage. Es könnte Ihr letzter Besuch sein.«

Sie lag auf der Intensivstation, das blondierte Haar auf dem Kopfkissen ausgebreitet, die dunklen Haaransätze durchschimmernd, die Haut vom Alter gezeichnet. Irgendjemand

hatte den traurigen, dilettantischen Versuch unternommen, Lidschatten aufzutragen. Es sah aus, als hätte man die Fensterläden eines Spukhauses gestrichen. Gideon hörte ihr röchelndes Atmen durch die Nasenkanüle. Das Licht im Zimmer war gedämpft, das leise Piepen elektronischer Geräte ständig anwesend. Plötzlich schlugen sein schlechtes Gewissen und sein Mitleid wie eine riesige Welle über ihm zusammen. Er hatte sich ganz auf *sein* Leben konzentriert, statt sich um seine Mutter zu kümmern. Doch jedes Mal, wenn er es früher mal versucht hatte, hatte sie getrunken und sich ihm entzogen, und am Ende hatten sie gestritten. Dennoch: Es war nicht fair, dass ihr Leben so endete. Es war einfach nicht fair.

Er fasste ihre Hand und wollte sie ansprechen, aber es fielen ihm keine passenden Sätze ein. Schließlich brachte er ein lahmes »Wie geht es dir, Mutter?« heraus und hasste sich ob der dümmlichen Frage, kaum dass er sie gestellt hatte.

Sie starrte ihn an. Das Weiße ihrer Augen hatte die Farbe überreifer Bananen. Mit ihrer knochigen Hand ergriff sie seine – eine schlaffe, zittrige Berührung. Schließlich regte sie sich ein wenig. »Tja, das wär's dann wohl gewesen.«

»Mom, bitte sag nicht so etwas.«

Sie winkte ab. »Du hast doch mit dem Arzt gesprochen. Du weißt also, wie es um mich steht. Ich habe eine Leberzirrhose, samt all den netten Nebenwirkungen – von der Herzinsuffizienz und dem Lungenemphysem nach dem jahrzehntelangen Rauchen ganz zu schweigen. Ich bin ein Wrack, und es ist mein eigener verdammter Fehler.«

Gideon wusste nicht, was er darauf erwidern sollte. Natürlich hatte seine Mutter recht, und unverblümt war sie sowieso. War es immer gewesen. Trotzdem fand er es irritie-

rend, dass eine so starke Frau so schwach war, was Alkohol anging. Nein, es sollte ihn nicht verwirren. Sie war ein Suchttyp – so wie er selbst.
»Die Wahrheit macht frei«, sagte sie, »aber zunächst macht sie dich unglücklich.«
Das war ihr Lieblingsspruch, den sie immer benutzte, wenn sie etwas zum Ausdruck bringen wollte, das ihr schwerfiel.
»Die Zeit ist gekommen, dir eine Wahrheit anzuvertrauen …«, sie holte, so gut es ging, Luft, »… die dich zunächst unglücklich machen wird.«
Er wartete, während sie wieder einige Male schnaufend einatmete.
»Es geht um deinen Vater.« Sie blickte mit ihren leberkranken Augen zur Tür. »Mach mal zu.«
Seine Angst wuchs. Sanft schloss er die Tür und trat zurück ans Bett seiner Mutter.
Wieder umfasste sie seine Hand. »Golubzi«, flüsterte sie.
»Wie bitte?«
»Golubzi – eine russische Roulade.« Sie hielt inne, um durchzuatmen. »So lautete der sowjetische Codename für die Operation. Die Roulade. In einer Nacht sind sechsundzwanzig Maulwürfe ›eingerollt‹, verhaftet worden. Und spurlos verschwunden.«
»Warum erzählst du mir das?«
»Thresher.« Sie schloss die Augen, atmete schnell. Es kam ihm vor, als könne sie jetzt, nachdem sie beschlossen hatte, das Risiko einzugehen, die Worte gar nicht schnell genug herausbekommen. »Das ist das andere Wort. Das Projekt. An dem dein Vater bei INSCOM gearbeitet hat. Es handelte sich um ein neuartiges Verschlüsselungsverfahren … streng geheim.«

»Bist du dir sicher, dass du darüber sprechen darfst?«, fragte Gideon.
»Dein Vater hätte mich nicht einweihen sollen. Aber er hat's getan.« Ihre Augen blieben geschlossen, und ihr Körper wirkte ganz eingefallen, so als würde sie im Bett versinken. »Thresher musste gründlich geprüft werden. Getestet. Darum hat man deinen Vater eingestellt. Und deshalb sind wir nach Washington, D.C., umgezogen.«
Gideon nickte. Für einen Siebtklässler war der Umzug von Claremont, Kalifornien, nach Washington kein Spaß gewesen.
»Neunzehnhundertsiebenundachtzig hat INSCOM Thresher zur abschließenden Beurteilung an die Nationale Sicherheitsbehörde geschickt. Das Projekt wurde genehmigt. Und implementiert.«
»Ich habe noch nie etwas davon gehört.«
»Dann erfährst du eben jetzt davon.« Sie schluckte, was ihr wehtat. »Es hat nur einige Monate gedauert, dann hatten die Russen den Code geknackt. Am fünften Juli achtundachtzig – am Tag nach dem Unabhängigkeitstag – haben sie all diese US-Spione auffliegen lassen.«
Sie stieß einen langen Seufzer aus. Die medizinischen Geräte piepten leise, das Geräusch verband sich mit dem Zischen des Sauerstoffgeräts und den gedämpften Lauten des Krankenhausbetriebs jenseits der Tür.
Gideon hielt weiterhin ihre Hand und wusste nicht, was er sagen sollte.
»Man hat deinem Vater die Schuld an dem Fiasko gegeben …«
»Mutter.« Gideon drückte ihre Hand. »Das ist doch alles längst vorbei.«

Sie schüttelte den Kopf. »Diese Leute haben sein Leben kaputt gemacht. Und darum hat er das getan – diese Geisel genommen.«
»Was spielt das jetzt für eine Rolle? Ich habe längst akzeptiert, dass Dad einen Fehler gemacht hat.«
Plötzlich öffnete sie die Augen. »Nein, er hat keinen Fehler begangen. Er hat als *Sündenbock* gedient.«
Sie betonte das Wort abfällig, so, als wollte sie sich von etwas Unangenehmem befreien.
»Was meinst du damit?«
»Vor der Operation Golubzi hat dein Vater ein Gutachten geschrieben. Darin steht, dass Thresher im Ansatz fehlerhaft ist. Dass es womöglich eine Hintertür gibt. Man hat nicht auf ihn gehört. Aber er hatte recht. Und dann sind sechsundzwanzig Menschen ums Leben gekommen.«
Sie atmete geräuschvoll ein und krallte die klauenähnlichen Hände vor lauter Anstrengung in die Bettdecke. »Thresher war geheim, deswegen konnten diese Leute behaupten, was sie wollten. Es war niemand da, der ihnen hätte widersprechen können. Dein Vater war ein Außenseiter, ein Professor, ein Zivilist. Und dass er einmal wegen Depressionen in Behandlung gewesen war, konnte passenderweise wieder ausgegraben werden.«
Gideon stutzte. »Du meinst also, dass es gar nicht sein Fehler war?«
»Im Gegenteil. Die haben die Beweise vernichtet und ihm die Schuld an dem Golubzi-Desaster gegeben. Darum hat er die Geisel genommen. Und darum hat man ihn erschossen, obwohl er die Hände oben hatte. Er sollte zum Schweigen gebracht werden. Es war kaltblütiger Mord.«
Gideon hatte das seltsame Gefühl, gewichtslos zu sein. Aber

so erschreckend die Geschichte auch war, er spürte, wie eine Last von ihm abfiel. Sein Vater, dessen Name öffentlich verunglimpft worden war, seit Gideon zwölf war, war gar nicht der depressive, psychisch labile, stümperhafte Mathematiker gewesen. All die Spötteleien und die Schikane, die er über sich hatte ergehen lassen müssen, das Flüstern und Kichern hinter seinem Rücken – es steckte nichts dahinter. Und nun wurde Gideon langsam klar, welch ungeheuerliches Verbrechen gegen seinen Vater verübt worden war. Er erinnerte sich noch ganz deutlich an jenen Tag, an die Versprechen, die gemacht wurden. Und daran, dass man ihn aus dem Gebäude ins Sonnenlicht gelockt hatte. Nur um ihn dann zu erschießen.

»Aber wer …?«

»Lieutenant General Chamblee Tucker. Der stellvertretende Chef von INSCOM. Gruppenleiter des Projekts *Thresher*. Er hat deinen Vater zum Sündenbock gestempelt, um sich selbst zu schützen. Er war damals dort, in der Arlington Hall Station. Er hat den Schießbefehl gegeben. Merke dir den Namen: *Chamblee Tucker*.«

Seine Mutter verstummte. Schweißgebadet und keuchend lag sie da im Bett, als hätte sie gerade eben einen Marathonlauf absolviert.

»Danke, dass du es mir erzählt hast«, sagte er gleichmütig.

»Ich bin noch nicht fertig.« Wieder schweres Atmen. Gideon blickte auf den Herzmonitor an der Wand: Der Puls lag bei knapp über vierzig Schlägen in der Minute.

»Sprich nicht mehr«, sagte er. »Du musst dich ausruhen.«

»Nein«, entgegnete sie, plötzlich sehr bestimmt. »Ich kann mich später immer noch ausruhen.«

Gideon wartete.
»Du weißt ja, was als Nächstes passiert ist. Du hast das alles ja auch durchgemacht. Die ewigen Umzüge, die Armut. Die … Männer. Ich hab's einfach nicht auf die Reihe bekommen. Mein wahres Leben ist an jenem Tag zu Ende gegangen. Danach habe ich mich innerlich wie tot gefühlt. Ich war eine schreckliche Mutter. Und du … du warst so verletzt.«
»Keine Sorge, ich hab's überlebt.«
»Bist du sicher?«
»Na klar.« Doch tief im Inneren verspürte Gideon einen Stich.
Seine Mutter atmete langsamer, und da fühlte er, wie sie den Griff löste. Als er sah, dass sie eingeschlafen war, zog er behutsam ihre Hand aus seiner und legte sie auf die Bettdecke. Doch als er sich vorbeugte, um ihr einen Kuss zu geben, zuckte ihre Hand mit den klauenartigen Fingern wieder hoch und packte ihn am Kragen. Sie schaute ihm ganz fest in die Augen und sagte heftig, fast manisch: *»Begleich die Rechnung.«*
»Wie bitte?«
»Tu mit Tucker das, was er mit deinem Vater getan hat. Vernichte ihn. Und sorg dafür, dass er weiß, warum es ihm widerfahren ist – und wer es gewesen ist.«
»Großer Gott, was verlangst du da von mir?«, flüsterte Gideon und blickte sich plötzlich hektisch um. »Mutter, du weißt ja nicht, was du da redest.«
Jetzt war ihre Stimme nur noch ein Flüstern. »Lass dir Zeit. Studiere. Mach dein Examen. Warte. Du wirst schon einen Weg finden.«
Langsam entspannte sich ihre Hand. Dann schloss seine

Mutter wieder die Augen, und der Atem schien für immer aus ihr zu entweichen wie ein letzter Seufzer. Und in gewisser Weise war das auch der Fall. Sie fiel ins Koma und verstarb zwei Tage später.

Das waren ihre letzten Worte, Worte, die ihm immer wieder durch den Kopf gehen sollten: *Du wirst schon einen Weg finden*.